

Chinas Tiere





Chinas seltene Tiere

Ein klägliches Blöken, nicht laut, doch unüberhörbar, scholl durch das Tal. Hoch oben auf einem Fichtenast kauerte ein Grosser Panda. Es war der erste, den ich in freier Wildbahn zu Gesicht bekam, nachdem ich den scheuen Tieren im Schutzgebiet Wolong in Szetschuan zwei Monate lang durch verschneite Bambusdickichte nachgespürt hatte. Bald darauf verlor ich den Panda im nebligen Dämmer aus den Augen. Aber das Glück, das ich damals empfand, ist mir heute noch gegenwärtig - einer der vielen lebendigen Natureindrücke aus dem Jahr 1980, in dem ich als Feldbiologe in Zusammenarbeit mit chinesischen Kollegen Genauerer über die bedrohten Tierarten ihres Landes zu erfahren suchte. Seither habe ich China in allen Richtungen durchstreift und mit eigenen Augen festgestellt, dass das riesige Reich sich unverzüglich um die Erhaltung seiner einzigartigen Tierwelt bemühen muss. Sonst ist es für zahlreiche Arten vielleicht für immer zu spät.

Armut und Bevölkerungswachstum haben in China zu Umweltzerstörungen grössten Ausmasses geführt. Wenn alles weiterläuft wie bisher, werden viele Wald- und Feuchtbiotope unwiderruflich geschädigt, was das Schicksal so imposanter Geschöpfe wie des Pandas, des Flussdelphins oder des Chinesischen Tigers in freier Natur besiegelt.

Weit dehnt sich China von den Nadel- und Birkenwäldern im Norden bis zu den tropischen Regenwäldern des Südens, von den Mangrovensümpfen am Meer westwärts über Kulturland und Wüsten bis zum Tienschan, dem Himmelsgebirge, an der Grenze zur früheren Sowjetunion. Vom höchsten Gipfel der Erde, dem 8848 Meter hohen Everest, bis zum zweittiefsten Punkt Asiens 154 Meter unter dem Meeresspiegel erstreckt es sich über alle Höhenlagen. Der Vielfalt von Lebensräumen verdankt es einen Artenreichtum, mit dem sich nur wenige Länder messen können. Es kennt Elch, Biber und Vielfrass wie meine amerikanische Heimat, doch obendrein das Trampeltier, den Gibbon, den dem Moschusochsen ähnelnden Takin und den Schnee leoparden. Unter den 1186 Vogelarten finden sich 56 verschiedene Fasanenarten in den prächtigsten Farben. Und die Gebirgsflüsse beherbergen den Chinesischen Riesensalamander, der bis zu 45 Kilogramm wiegen kann. China kann man teilen in eine östliche Hälfte, in der ein Grossteil der Bevölkerung lebt, und eine westliche mit dünn besiedelten Wüstenstrichen und Hochländern. In der ersteren ist die Landschaft völlig gezähmt, seit Jahrtausenden landwirtschaftlich genutzt, eine endlose, monotone Folge von Dörfern und Ackerflächen. Über weite Strecken ist nicht einmal ein Vogel zu sehen. 1958 schaffte es die Landessitte Kampagne gegen die "vier Übel" - Fliegen, Mücken, Ratten und Spatzen -, nicht nur die als Getreideschädlinge angesehenen Sperlinge zu vernichten, sondern auch viele andere Vögel. Bis heute sorgen Luftgewehre und Gummischleudern dafür, dass sich der Vogelbestand kaum erholt; und auch der Fang von Käfigvögeln und die Jagd für den Geflügelmarkt bringen gewaltige Verluste - man spricht von bis zu drei Millionen Vögeln allein für den Export. Die meisten Grosstiere sind längst verdrängt oder vegetieren am Rand ihres einstigen Verbreitungsgebiets dahin. So waren das sogenannte Sumatranashorn und der Asiatische Elefant einst bis hinauf zum Huangho, dem Gelben Fluss, verbreitet. Heute ist das Nashorn in China ausgestorben, und der Elefant hält sich gerade noch in vereinzelt Waldinseln in Yünnan, der südwestlichsten Provinz. Von den fünf Unterarten des Tigers, die in China lebten, ist eine ausgestorben, und die anderen existieren vielleicht bald nur noch im Zoo. Auch der Bestand an freilebenden Flussdelphinen ist auf 300 Exemplare zusammengeschmolzen. Insgesamt sind



inzwischen 96 Säugetier-, Vogel- und Reptilienarten amtlich als uneingeschränkt schutzbedürftig anerkannt. In allen Fällen sind Zerstörung des Lebensraumes oder Bejagung - oder beides - die Ursache des kritischen Zustandes.

Leblose Wüsten

An sich hat der Schutz der Naturreserven in China eine lange Tradition. Schon unter der Tschou-Dynastie des 1. Jahrtausends v. Chr. war das Holzfällen in gewissen Gebieten sorgsam reglementiert; in den letzten tausend Jahren untersagten kaiserliche Edikte das Erlegen von Vögeln während bestimmter Schonzeiten. Doch zwischen den 50er bis 70er Jahren unseres Jahrhunderts war China einem so haarsträubenden Raubbau an seiner Natur ausgesetzt, dass es sich bis heute nicht davon erholt hat.

Während des Grossen Sprungs nach vorn 1958 wurden die Bauern angehalten, auf ihrem bisschen Gartenland in einfachen Schmelzöfen Eisenerz zu verhütten. So wurden Millionen Bäume verfeuert, dafür verkam vielfach die Ernte auf dem Halm. In der Hungersnot von 1959 bis 1961 starben mindestens 15 Millionen Menschen. Zu dieser Zeit war die Tierwelt im regenarmen Westen noch intakt; auf den weiten Ebenen ästen Herden von Wildeseln und Gazellen, in den Bergen lebten Argali - Wildschafe und Steinböcke in grosser Zahl. Doch nun wurden die Tiere in unvorstellbarem Ausmass abgeschlachtet. Zugladungen von Wildbret rollten aus Sinkiang zu den Märkten der grossen Städte im Osten. Wüsten, die einst von Kropfgazellen wimmelten, lagen danach leblos in der flimmernden Hitze, und in den Bergen war das Trappeln flüchtender Hufe nur noch selten zu hören.

Etwa 1961 begann Mao Tse - tung dann die Körnerfrucht zu propagieren. Um ja nicht als konter-revolutionär zu gelten, pflügten die Bauern Weidegebiete um, rodeten Waldparzellen und holzten sogar Obstbäume ab im Bestreben, möglichst nur Korn zu produzieren. 1980 war die Waldfläche Chinas gegenüber 1960 von geschätzten 18 Prozent auf 12,7 Prozent zurückgegangen. Bis heute ist man mit der Wiederaufforstung, von der viel die Rede ist, noch weit hinter dem Holzeinschlag im Rückstand. Krankheiten und Insektenbefall vernichteten mehr Bäume, als angepflanzt werden. Und von den neuangelegten Schonungen gehen zwei Drittel ein, weil sich niemand um sie kümmert.

Auch die Dezimierung der Tierwelt, selbst der unter Naturschutz gestellten Arten, geht weiter. Pelzgeschäfte verkaufen Stumpfnasenaффencapes. Kürschner verarbeiten Felle des seltenen Nebelparders und des Schneeleoparden. In den Apotheken sieht man alle Arten von Hörnern und Geweihen sowie Panzer des Ohrenschuppentiers. Moschus aus der Hinterleibsdrüse des Moschusbocks ist Bestandteil von über hundert Arzneimitteln und Gramm für Gramm teurer als Gold. Zwischen Januar und Mai 1987 gelangten mehr als 600 Kilogramm Moschus auf Schleichwegen aus China nach Japan, bevor der Export verboten wurde. 100 000 Moschustiere mussten dafür ihr Leben lassen. Die Brühe aus Gibbonknochen soll angeblich Epilepsie heilen; Tigerknochen gelten als Mittel gegen Rheumatismus. Und Jahr für Jahr werden allein in den Restaurants von Harbin in Nordchina fast zwei Tonnen Braunbär - und Kragenbärtatzen sowie schätzungsweise eine Tonne Elchnasen aufgetischt.

In der Provinz Tsinghai werden massenhaft Blauschafe geschossen, die man als Wildbret für Feinschmecker nach Deutschland exportiert. Vernünftige Hege wird nicht



einmal ansatzweise geübt; der Bestand wird in einem Gebiet abgeknallt, solange der Vorrat reicht; seines wichtigsten Beutetiers beraubt, leidet darunter auch der Schnee leopard. Bis vor kurzem wurde die Jagd auf den unter Schutz stehenden Weisslippenhirsch für 13 000 Dollar pro Tier angeboten. In der Nachbarprovinz Kansu stand das Gehörn des seltenen Tibet - Argalis für 23 000 Dollar pro Trophäe zum Kauf. Am 1. März 1989 wurde der Handel mit bedrohten Tierarten offiziell gestoppt, und so ist zu hoffen, dass er in absehbarer Zeit tatsächlich aufhört.

Eingeschränkte Jagd

Gegenbeispiele zeigen, dass auch ein schonenderer Umgang mit der Natur möglich ist. Noch im Winter 1984 / 85 schoss eine einzige dörfliche Kooperative am Poyangsee in der Provinz Kiangsi rund 600 Weissstörche, Kraniche und Pfeifschwäne zur Herstellung von Federfächern; gleichzeitig wurden für den Geflügelmarkt an die 200 000 Stück Federwild erlegt. An diesem See machte man aber auch die vielleicht faszinierendste ornithologische Entdeckung des letzten Jahrzehnts: Fast die gesamte Weltpopulation des Nonnenkranichs, über 1500 Exemplare des eleganten, in Sibirien brütenden Vogels, überwintert hier. Heute suchen begeisterte Vogelbeobachter den See auf, und die Jagd ist im Interesse einer schonenderen Nutzung der Natur eingeschränkt worden.

Anzuerkennen ist, dass die chinesische Regierung in den letzten Jahren einiges für den Naturschutz getan hat. Seit Ende der 70er Jahre haben das Ministerium für Forstwirtschaft und die staatliche Umweltschutzbehörde sowie die entsprechenden Ämter in den Provinzen eine Anzahl neuer Schutzgebiete ausgewiesen.

1981 gab es 106 Landschafts- und Naturschutzgebiete, 1986 schon 274, und gegenwärtig sind es fast 380. Neuerdings wird auch mehr dafür gesorgt, dass der Schutz nicht nur auf dem Papier steht. Die Bauern aus dem Pandaschutzgebiet Schangdschiadschie in der Provinz Szetschuan sind alle umgesiedelt worden. Im Schutzgebiet Wuliangshan in Yünnan sorgen rund 30 fachkundige Aufseher für den Schutz der Schopfgibbons und der übrigen Tierwelt. Die Bevölkerung wird angehalten, ihren Lebensunterhalt mehr aus dem Anbau von Obst, Tee und anderen landwirtschaftlichen Produkten zu bestreiten als aus der Jagd und der Holzfällerei innerhalb des Schutzgebietes.

Auch Versuche zur Wiedereinbürgerung sind gemacht worden. So könnte etwa das seit den 50er Jahren in freier Natur ausgerottete Przewalskipferd im alten Verbreitungsgebiet wieder Fuss fassen. 16 importierte Tiere aus Zoonachzuchten hat man in einem umzäunten Freigelände von 14'000 Quadratkilometern im Nordosten der Provinz Sinkiang untergebracht. Die Herde ist seither auf immerhin 25 Exemplare angewachsen; im April 1990 wurden neun der Tiere in ihrer angestammten Heimat in die Freiheit entlassen.

Erbarmen mit der Natur

An keinem Tier aber wird die ganze Schwierigkeit der Arterhaltung so deutlich wie am Grossen Panda. Durch Wilderei und Zerstörung seines Lebensraums ist der Gesamtbestand der Art heute auf etwa 1000 Tiere zusammengeschmolzen. Angesichts der akuten Gefährdung hat der Staat beispiellose Schutzmassnahmen eingeleitet. Bisher sind 13 Reservate eingerichtet, und weitere sind geplant. Wer



einen Panda vorsätzlich tötet, kann mit dem Tod bestraft werden. Millionenbeträge wurden für den Abbau der Holzindustrie in extrem gefährdeten Pandagebieten aufgewendet, für Forschungsprojekte, für unmittelbare Rettungsmassnahmen (wenn etwa beim Absterben eines Bambusbestandes Tiere zu verhungern drohen) und für den Bau von Nachzuchtanlagen in Gefangenschaft. In chinesischen Zoos leben gegenwärtig etwa 100 Grosse Pandas.

Und doch ist die Zukunft des Pandas keineswegs gesichert. von wem die grösste Bedrohung ausgeht, zeigt eine Zeitungsmeldung: " In China sind 203 Personen wegen illegaler Jagd auf den vom Aussterben bedrohten Grossen Panda in Haft. 146 Felle wurden sichergestellt."

Offensichtlich fehlt es bis heute an einem wesentlichen Element des Naturschutzes: der einmütigen Entschlossenheit, Chinas Tierwelt zu erhalten und zu hegen. Wenn sich die Allgemeinheit dieser Aufgabe nicht bewusst wird, geht der Panda den Chinesen verloren - bis auf die Exemplare, die in Gefangenschaft überleben.

Ein Tier ist mir auf all meinen Reisen nie zu Gesicht gekommen: das Tschilin, ein anmutiges Geschöpf mit dem Körper eines Rehs, langem Schwanz und einem einzigen, geraden Horn. Seine Stimme klingt glockenähnlich, und es tritt beim Laufen nie auf Lebendiges, nicht einmal auf Gras. Für die Chinesen ist das sagenhafte Tier die Verkörperung von Glück und Tugend. Wenn es sich zeigt, verheisst das dem Land Wohlstand. Wenn in China das Erbarmen mit der leidenden Natur wächst, lässt sich auch das Tschilin vielleicht wieder sehen.